

Rezensionen

Dieter Nittel

Daniel Bertaux: Die Lebenserzählung. Ein ethnosozilogischer Ansatz zur Analyse sozialer Welten, sozialer Situationen und sozialer Abläufe, Opladen: Barbara Budrich 2018, 134 S., ISBN: 978-3-8474-2157-3, 16,90 €

Soviel lässt sich schon zu Beginn feststellen: Der Umfang des Buches (es umfasst „nur“ 134 Seiten) und seine beachtliche sozial- und erziehungswissenschaftliche Relevanz stehen in einem umgekehrt proportionalen Verhältnis zueinander – will sagen: der Leser/die Leserin kann sich, trotz der kompakten Darstellungsform, auf eine Vielzahl instruktiver Einsichten zur qualitativen Sozialforschung, methodologische und methodische Impulse und auf ein breites Erfahrungsspektrum des Autors im Umgang mit Erhebungs- und Auswertungsverfahren gefasst machen. Während Biographieforscher/innen im deutschsprachigen Raum lebensgeschichtliche Quellen in der Regel als Artefakte der „Persönlichkeit“ eines Gesellschaftsmitgliedes und somit als mehr oder weniger „ganzheitliche“ Spiegelbilder ihrer Subjektivität betrachten, stellen sie für Bertaux eher unverzichtbare Instrumente zu einer möglichst umfassenden und verlässlichen Erschließung diachroner Phänomene in sozialen Welten dar. Für ihn sind narrative Zeugnisse erst in zweiter Li-

nie wichtig, um Zugang zu individuellen Deutungen, Eigentheorien oder anderen Wissensbeständen zu erhalten. Auch die Identitätskonstruktionen der Informant/innen stehen nicht im Zentrum seines Interesses. Was den Autor dem gegenüber vorrangig umtreibt, sind vielmehr die tatsächlich stattgefundenen Ereignisse im Verstreichen der Lebenszeit und die darum gruppierten Phänomene der gesellschaftlichen Entwicklung mit all ihren kulturellen, politischen und ökonomischen Implikationen. Bertaux sieht die Biographieforschung keineswegs im Zuständigkeitsbereich der Mikrosoziologie, ihm geht es in seinen Forschungen neben Phänomenen auf der Mesebene auch um säkulare Prozesse, um kollektive Wandlungsprozesse im großen Maßstab, etwa um das Ableben bestimmter Berufe und das Aufkommen neuer Tätigkeitsfelder, um weltweite Migrationsströme oder um die vom Erziehungs- und Bildungssystem ausgehenden Mechanismen zur Reproduktion sozialer Ungleichheit. Auch bei der Diskussion der Frage nach dem Wahrheitsgehalt autobiographischer Zeugnisse hält sich Bertaux nur kurz auf. Er legt einen erfrischenden Pragmatismus an den Tag, wenn er die Frage nach dem Wahrheitsgehalt lebensgeschichtlicher Zeugnisse in der Weise löst, dass er von vorneherein mehrere Interviews zu einer bestimmten Themenstellung einplant und aus dem Vergleich mit den Daten aus anderen lebensgeschichtlichen Erzählungen, aber auch durch das

Hinzuziehen von ethnographisch erhobenen Materialien eine hinreichende Verifikations- und Falsifikationsbasis in den Händen zu haben glaubt. Ihm gelingt es dadurch, zwei extremen und in die Irre führenden Positionen aus dem Weg zu gehen, nämlich derjenigen, „die fordert, dass alles, was das Subjekt in seiner Erzählung sagt, richtig sei, und der gegenteiligen, die behauptet, dass nichts von dem, was das Subjekt gesagt hat, als verlässlich angesehen werden könne“ (S. 85). Bertaux stellt damit in Rechnung, dass auch eine wichtige Basisidealisierung in der Sinnwelt der Wissenschaft, nämlich die des generalisierten Zweifels, nicht extensiv, sondern umsichtig und mit Bedacht, also reflexiv, genutzt werden sollte.

Von den eben drei genannten Punkten – dem leicht naturalistisch angehauchten methodologischen Verständnis, dem potentiellen Beitrag der Biographieforschung bei der Aufklärung von Makro-, Meso- und Mikrophenomenen und dem gelassenen Umgang mit dem angeblichen Problem des „Wahrheitsgehaltes“ biographischer Zeugnisse – geht ein beträchtliches Anregungs-, vielleicht auch ein gewisses Provokationspotential für die deutsche Biographieforschung aus. Diese scheint in einigen Belangen, die mit den drei eben genannten Aspekten eng korrespondieren, keineswegs vor der Gefahr einer dogmatischen Verengung sowie hermetischen Abriegelung von den zentralen Diskursen in den Sozialwissenschaften und den Kernbotschaften der Klassiker (Weber, Mead, Simmel, Durkheim) gefeit zu sein.

Was sollte der Leser/die Leserin über den Autor wissen? Ende der siebziger bis Mitte der achtziger Jahre des letzten Jahrhunderts war Daniel Bertaux (der gemeinsam mit Martin Kohli Beiträge verfasst hat) auch unter deutschen Biographieforschern relativ bekannt. Er gehört zu den wichtigsten französischen Biographieforschern und Soziologen. Gemeinsam hat er mit seiner früheren Ehefrau Isabelle Bertaux-Wiame eine bahnbrechende Studie über das Bäckerergewerbe im Allgemeinen und den Beruf des Bäckers im Besonderen in Frankreich geschrieben. Überzeugend konnte er in dieser Untersuchung die Gründe benennen und die sozialen Mechanismen freilegen, die – trotz technologischen Fortschritts und Modernisierung– zu der erstaunlichen Per-

sistenz traditioneller, handwerklich geahmter Verfahren bei der Brotproduktion in Frankreich geführt haben (Bertaux/Bertaux-Wiame 1981). Mittlerweile ist Bertaux emeritierter Forschungsleiter am Centre National de la Recherche Scientifique in Paris sowie Mitglied des „Laboratoire Dynamiques Européennes“ der Universität Straßburg.

Leser/innen, denen zunächst der Titel „Die Lebenserzählung“ ins Auge springt, mögen im ersten Augenblick an das autobiographisch-narrative Interview oder an eine andere Variante persönlicher Zeugnisse im Stil einer Autobiographie denken. Mit der voraussetzungsreichen Kategorie „Lebenserzählung“, die kein Pendant in der Umgangssprache hat, meint Bertaux aber viel eher die Form des thematisch fokussierten narrativen Interviews. Unter Lebenserzählung versteht man, so eine knappe Definition, „die Anfertigung eines improvisierten Gesprächs unter vier Augen ohne vorbereitete Notizen (und ohne Rückgriff auf schriftliches Archivmaterial); sie beruht auf der spontanen Vergegenwärtigung der wichtigsten Ereignisse, so wie sie erlebt, in der Erinnerung gespeichert und im Bestreben, die Verkettungen aufzuspüren, zusammengestellt und dem Gegenüber mit dem, glaube ich, ehrlichen Bemühen um Wahrhaftigkeit mitgeteilt wurden“ (S. 86). Erst der Verwendungskontext im Gespräch, das mehrfache Anhören der Aufnahme und die Analyse machen eine Lebenserzählung zu dem, was sie im Kern ist: zu einem Instrument des sozialwissenschaftlichen Verstehens und Erklärens grundlegender soziologisch relevanter Phänomene. Zur Konzeption der Lebenserzählung gehört folglich unweigerlich der Konstruktionscharakter der Daten im Gespräch dazu, welches zwischen Informant/in und Forscher/in eigens zur Gewinnung spezifischer Information über soziologisch relevante Situationen (Migration), soziale Welten (wie Berufe oder Netzwerke) und kollektive Prozesse (Modernisierung) geführt wird. Streng wird in dem Buch, und hier deutet sich eine Parallele zur deutschen Biographieforschung an, zwischen den erzählten und den erlebten Begebenheiten unterschieden. Die thematische Fokussierung dient der Forscherin/ dem Forscher als Filter, um die Informant/innen nicht als ganze Person, sondern vorrangig

als Rollenträger/in und/oder als Mitglied eines sozialen Milieus sowie als Angehörige/r einer bestimmten Kultur zu adressieren, was dem Gegenüber viele Optionen der Informationskontrolle lässt. Das Konzept der Lebenserzählung lebt von der Kontextualisierung der Daten; nur ganz selten werden die Informationen aus den jeweiligen Interviews als alleinige Quelle genutzt, sondern unter Maßgabe des Vergleichs mit anderen Quellen, wie etwa Statistiken, Protokollen aus teilnehmenden Beobachtungen einer Analyse unterzogen.

Bertaux entwirft hier das Modell einer Biographieforschung, das die Lehnstuhlperspektive verlässt, konsequent den Kontakt zum Untersuchungsfeld sucht und eine Triangulation mit anderen Methoden anstrebt, vorzugsweise der teilnehmenden Beobachtung. Die Inaugenscheinnahme von Situationen und die Beobachtung von längerfristigen Prozessen über die Analyse von Lebenserzählungen bilden – flankiert durch das Hinzuziehen weiterer Quellen (Gesetze, Zeitungsberichte, Statistiken) – gleichsam die beiden Zentralperspektiven des Ansatzes von Bertaux. Eingebettet ist das Konzept der Lebenserzählung in einem ethno-soziologischen Ansatz. Wer die aktuellen Produktionsverhältnisse von wissenschaftlichem Wissen und die Arbeitsverhältnisse des wissenschaftlichen Nachwuchses kennt, wird eine gehörige Portion Skepsis mobilisieren, wenn es um die Abwägung der Chancen geht, eine Passung zwischen der im Buch formulierten Anforderungsstruktur einer hochwertigen qualitativen Forschung und dem heutigen Wissenschaftsbetrieb herzustellen.

Die Stärke der vorliegenden Publikation besteht zweifelsfrei darin, den gesamten Arbeitsbogen einer ethno-soziologischen Untersuchung zu erläutern. Im ersten Kapitel werden einige methodologische Grundannahmen und methodische Kernaussagen vermittelt, wobei die drei „Studienobjekte“ (soziale Welten, Situationen, lebensgeschichtliche Prozessstrukturen) sehr an die Grounded Theory angelehnt sind. Im zweiten Kapitel wird das Konzept der Lebenserzählung ausführlich vorgestellt, um im dritten Kapitel über das notwendige Hintergrundwissen für die Bestimmung der drei Funktionen von Lebenserzählungen zu verfügen, nämlich die explorative, analytische

und expressive Funktion. Während sich Kapitel 4 ausführlich mit der Erhebung lebensgeschichtlicher Erzählungen beschäftigt, widmet sich Kapitel 5 dann eingehend der Analyse des Materials, und zwar „Fall für Fall“. Kapitel 6 konzentriert sich unter der Überschrift „die vergleichende Analyse“ auf die zentrale Strategie der Generalisierung von Einzelergebnissen. Kapitel 7 schließlich ist der Verschriftlichung und Ergebnisdarstellung vorbehalten. Neben der Vermittlung von methodologischem Basiswissen (über das Verhältnis von Verstehen und Erklären) bekommen die Leser/innen auch praktische Faustregeln bei der Datenerhebung und Datenauswertung an die Hand. Von der Weitergabe geronnenen Erfahrungswissens im Feld und im Zuge der Analyse der Daten vermag auch die/der erfahrene Forscher/in zu profitieren. Empirie und Theorie liegen in dem Buch von Bertaux dicht beieinander. Seine Methodologie weist gewisse Ähnlichkeiten zum soziolinguistischen Konzept der rekonstruktiven Sozialwissenschaften auf, wie es von Fritz Schütze, Gerhard Riemann, Carsten Detka und anderen praktiziert wird. Die Berücksichtigung formaler Stilelemente (Zugzwänge des Erzählens und Argumentierens, kognitive Figuren usw.) in den empirischen Materialien nimmt bei Bertaux allerdings einen geringeren Platz ein.

Die Biographieforschung ist – das macht das Buch von Bertaux überdeutlich – die Methode der ersten Wahl bei der Rekonstruktion von gesellschaftlich wenig beachteten weil marginalisierten Bereichen und prozesshaften sozialen Phänomenen. Die Forschungsfelder abweichendes Verhalten, soziale Ungleichheit, Krankheit, Migration, und Geschlechterordnung stehen ganz oben auf der Agenda. Aus der Sicht des Rezensenten erscheint der Optimismus von Bertaux an einer Stelle stark überzogen zu sein. So wird die mögliche Rolle der Biographieforschung, aber auch der Soziologie, generell als außerordentlich hoch eingeschätzt angeht, einen nennenswerten Beitrag zur „Erneuerung des demokratischen Lebens in unserer Gesellschaften“ (S. 127) leisten zu können. Angesichts der Fülle anderer Instanzen und Kräfte, welche solche Innovationsimpulse u.U. viel besser einlösen können und die – und das ist der entscheidende Punkt – über die notwendigen Machtres-

sources verfügen, mutet diese Erwartung ein wenig romantisch an. Über die Kraft des besseren Arguments als Katalysator demokratischer Erneuerungsprozesse verfügt die Soziologie nicht allein. Die an zwei Stellen formulierte Prognose, dass der ethnozoologische Ansatz und die damit verbundene Biographieforschung immer mehr zur fragten Instanz im Kontext der gesellschaftlichen Selbstaufklärung avancieren werde, wird vom Autor nicht näher ausgeführt.

Dieser Vorbehalt ändert aber nichts an dem Umstand, dass das Buch wichtige Anregungen für die qualitative Sozial- und Bildungsforschung zu vermitteln vermag. Der Umstand, dass die Biographieforschung in Deutschland (dieser über die Besprechung des Buches hinaus gehende Kommentar darf zum Schluss erlaubt sein) nach Einschätzung des Rezensenten mit großer Wahrscheinlichkeit sehr empfänglich auf das Buch von Bertaux reagieren wird, könnte mit der Lücke an brauchbaren Methodenhandbüchern hierzulande zu tun haben. Immerhin existiert nach wie vor keine einschlägige Einführung in das Handwerk der soziolinguistischen Biographieforschung mit dem Mittel des autobiographisch-narrativen Interviews. Aus wissenschaftspolitischer Sicht noch schwerer wiegt die Hypothek, dass es der Biographieforschung in Deutschland nach meiner Einschätzung noch nicht gelungen ist, über die Erstellung einer oder mehrerer Leitstudien ein klareres Profil zu gewinnen. Leitstudien haben eine wichtige Funktion im Wissenschaftsbetrieb, indem sie das Leistungsvermögen eines bestimmten Ansatzes unterstreichen, Reputation erzeugen und dem wissenschaftlichen Nachwuchs eine gewisse Orientierung geben, an welchen *standards of excellence* sich die Gemeinschaft der Forschenden auszurichten gedenkt. Es geht dabei schlicht um die Dokumentation von Erkenntnissen, welche auch in die Medien der Massenkommunikation ausstrahlen, das Leistungsvermögen einer bestimmten wissenschaftlichen Schule belegen und einem breiteren Publikum einen Hinweis auf die Existenz dieser Forschungsrichtung geben.

Das Buch von Bertaux verdient es, nicht zuletzt aufgrund der eben angedeuteten Lücke in der deutschsprachigen Methodoliteratur von möglichst vielen Leser/innen

wahrgenommen zu werden. Daniel Bertaux hat mit seiner Publikation eine Brücke zwischen der amerikanischen Sozialforschung in der Tradition der Grounded Theory, der modernen deutschen Biographieforschung und einer an den Klassikern geschulten Richtung in der französischen Soziologie mit einer stark ethnographischen Ausrichtung geschlagen – und auf diese Weise einen neuen Impuls für die Verschränkung von Biographieforschung und Ethnographie gegeben.

Literatur

Bertaux, D./Bertaux-Wiame, I. (1981): *Artisanal Bakery in France: How It Lives and Why It Survives*. In: Bechohofer, F./Elliott, B. (Hrsg.): *The Petite Bourgeoisie. Comparative Studies of the Uneasy Stratum*. London, S. 155-181.

<https://doi.org/10.3224/zqf.v19i1-2.20>

Nadine Jukschat

Julia Böcker/Lena Dreier/Melanie Eulitz/Maria Jakob/Alexander Leistner (Hrsg.): Zum Verhältnis von Empirie und kultursoziologischer Theoriebildung. Stand und Perspektiven. Weinheim/Basel: Beltz Juventa 2018, 282 S., ISBN 978-3-7799-2731-0. 29,95 €

Sammelbände allgemein und Tagungsbände im Besonderen genießen unter den wissenschaftlichen Publikationen einen eher zweifelhaften Ruf (Taubert 2016). Grund hierfür ist nicht nur, dass sie keinen Impact-Faktor vorweisen können und in der Regel nicht dem naturwissenschaftlichen Modell des Double-Blind-Peer-Review folgen – Marker für wissenschaftliche Güte und Karrieren, die mittlerweile in der Soziologie angekommen sind, sondern auch, dass kohärente, durchdachte und von den Herausgeber*innen sorgfältig kuratierte Bände in der Praxis eher die Ausnahme bilden.

Der vorliegende Band „Zum Verhältnis von Empirie und kultursoziologischer Theoriebildung. Stand und Perspektiven“, der im Nachgang zu der im Herbst 2015 durch das